

Meine Damen und Herren,

ich glaube, Sie würden es mit mir als unnatürlich empfinden, wenn ich, nach so freundlicher, so ehrenvoller Einführung, nun einfach, als handelte es sich um nichts anderes, einen der obligaten Goethe-Vorträge begänne, wie sie in diesen Tagen, diesem ganzen Jahr überall in der Welt gehalten werden. Das habe ich drüben in meiner neuen Heimat, dann in England, Schweden und in der Schweiz getan; hier und heute, in dieser seltsamen Lebensstunde, voller beklommener Traumhaftigkeit, kann ich es nicht. Zuviel des Persönlichen – und des mehr als Persönlichen auch wieder – drängt sich vor den historisch-festlichen Gegenstand und verlangt zuerst nach dem Wort, dem die Zeit überbrückenden, das das Einst mit dem Jetzt verbinden, der Entfremdung wehren, die Verschiedenartigkeit der Erlebnisweisen versöhnen möchte.

Wie mir zumute ist beim Wiedersehen mit dem Altvertraut-Vergangenen, das mir nach sechzehn von Geschehen überfüllten Jahren wieder Gegenwart und Wirklichkeit wird, – ich versuche gar nicht, es Ihnen anzudeuten. Die Erschütterung wird mir zuteil, die vor mir andere Emigranten beim Wiederbetreten des heimatlichen Bodens erfuhren, und die ihnen im Bilde von den Gesichtern abzulesen war. Ich sehe Arturo Toscanini, bevor er in der Scala zum erstenmal wieder den Taktstock hebt, dastehen, den Blick nach innen gerichtet, in bleicher Benommenheit. Ich sehe Fritz von Unruh, den Dramatiker und Pathetiker, als Redner bei der Paulskirchen-Gedenkfeier, im Kampf mit einer anwandelnden Ohnmacht sich an das Pult klammern. Ich glaube,

er mußte hinausgestützt werden und sich niederlegen, bevor er fort-
fahren konnte. Nun, ich gedenke auf den Beinen zu bleiben bei meiner
kleinen Allokution, – meine viel berufene Nüchternheit wird mir dazu
verhelfen, oder sagen wir: die Gefäßtheit und Gesetztheit des Erzäh-
lers, ein episches Phlegma, oder auch ein Sinn für Humor, der sich durch
langen Aufenthalt in angelsächsischer Lebenssphäre eher noch ver-
stärkt hat. Aber glauben Sie nicht, daß ich darum der erregenden
Phantastik und Abenteuerlichkeit der Stunde und der Tragik, die ihr
beigemischt ist, weniger zugänglich bin, als jene Schicksalsgenossen!

Im Fluge ziehen die Erlebnisse dieser anderthalb Jahrzehnte, in denen
ich sechzig und siebzig wurde, mir durch die Seele: Die Abreise am
11. Februar 1933 zu Vorträgen im Ausland – eine Reise, unternommen
wie hundert frühere, mit leichtem Gepäck, ahnungslos, ohne die leiseste
Vorstellung davon, wie das Schicksal es mit dieser Ausfahrt meinte.
Es gab keine Heimkehr. Ein Sturz von Ereignissen, die ich nicht zu
nennen brauche, versperrte mir den Rückweg – für einige Zeit, wie ich
zu glauben versuchte, für lange, für immer, wie ich langsam zu be-
greifen lernte. Wogegen ich zehn Jahre lang nach meinen Kräften
gekämpft, wovor ich in den letzten Jahren mit wachsendem Grauen,
auf Kosten meiner Ruhe und dessen, was man Popularität nennt, ge-
warnt hatte, das war durch Gewalt und List in Deutschland zu un-
umschränkter Macht gelangt. Ein Rausch, mir unheimlich in tiefster
Seele, hob das Volk auf und nannte sich »nationale Revolution«. »Der
Rausch« – was für ein zweideutig deutsches Wort! Wie mischen sich
darin Begeisterung mit Entgeistung, das Höchste mit dem Niedrig-
sten, das Glück der Enthemmung, das Elend der Vernunftlosigkeit.
Andere Sprachen haben dies Zauberwort gar nicht; sie setzen dafür
ein sehr sachliches und nüchternes wie: Intoxikation, Vergiftung. Ver-
giftet schien mir Deutschland, nicht erhoben. Wild-fremd geworden
über Nacht und verfratzt, bot es mir keine Stätte und Atemluft mehr.
Ich war nicht emigriert, ich war nur auf eine Reise gegangen. Und
plötzlich fand ich mich als Emigrant.

Es kamen die Monate des Wanderlebens von Land zu Land, in tiefer

Verstörung im Gefühl der Entwurzelung, des Abgeschnittenseins von einer Lebensbasis, die ich für fest und endgültig gehalten, des Verlustes von Herd, Heim und Habe. Die erste Kontaktnahme mit Amerika kam, fast alljährlich wiederholte Reisen dorthin, die Berufung nach Princeton, die Gewöhnung an den neuen, riesigen Horizont, die Sprache, die Lebensluft des weiten Landes, dem Goethe während seiner letzten Erdenjahre so viel erwartungsvolle Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Verbunden und verschränkt aber immer mit der durchaus auch physiologischen Anstrengung des Sichumstellens und der Adaption blieb der Wille zum Beharren, die aktive Treue zur deutschen Sprache, dieser wahren und unverlierbaren Heimat, die ich mit mir ins Exil genommen, und aus der kein Machthaber mich vertreiben konnte. Nie ist es mir in den Sinn gekommen, auch als Schriftsteller zu emigrieren und etwa, wie mancher es von mir erwartete, ja forderte, eine Arbeit gleich auf englisch herzustellen, da es ein deutsches Publikum für sie ja doch nicht gab. Die Zweiteilung meines Lebenswerks in eine deutsche und eine englische Hälfte erschien mir als Absurdität. Im Gegenteil wurde mir in der Fremde – mochte die Zeit sie auch ins Vertraute und Heimatliche verwandeln und herzliche Zugehörigkeitsgefühle in mir großziehen –, im Gegenteil wurde mir mein Tun gerade in diesen Jahren mehr und mehr zum bewußten Sprachwerk, zur versuchenden Lust, alle Register des herrlichen Orgelwerks unserer Sprache zu ziehen, zu einem Bestreben nach Rekapitulation zugleich und Vorwärtstreibung deutscher Sprachzustände und Ausdrucksmöglichkeiten deutscher Prosa. Fern von Deutschland, nach der tiefen Cäsar, die das Jahr 1933 bezeichnet, baute sich mir so ein zweites Lebenswerk auf.

Das geschah unter beständigen wilden Ablenkungen von seiten der Außenwelt, der Zeit und ihres Geschehens, und schwierig war es, gegen das umdrängende Drama am Epischen festzuhalten und weiterzuwirken, die unentbehrliche Heiterkeit des künstlerisch Hervorbringenden zu bewahren trotz dem brennenden Affekt, zu dem ich mir die längste Zeit meines Lebens die Fähigkeit kaum zugetraut, und den ich ohne das deutsche Unheil gewiß nie kennen gelernt hätte: dem

Affekt des Hasses. Ja, meine Zuhörer, ich habe die ruchlosen Verderber Deutschlands und Europas gehaßt, mit unbedingtem, mit tödlichem Haß, dessen ich mich nicht zu schämen hatte, auf den ich stolz sein durfte; und eben die Tiefe dieses Hasses mag den Gedanken verzeihlich erscheinen lassen, den ich nicht los wurde, daß, wenn er vom deutschen Bürgertum, vom deutschen Volk wahrhaft und durchgehend geteilt worden wäre, es mit Deutschland nicht hätte zu kommen brauchen, wohin es gekommen ist. Der Krieg, den dieses Regime in sich getragen von Anbeginn, der ihm für jeden, der sehen konnte, von je an der Stirn geschrieben stand, war da und, wie gewiß mancher von Ihnen hier, habe ich nie an seinem Ausgang gezweifelt. Mehrere meiner Kinder, seltsames Spiel des Schicksals! nahmen in amerikanischer Uniform an ihm teil; ich selbst nahm an ihm teil mit den vielen Aufrufen über den britischen Sender, deren gefahrvolles Abhören, das weiß ich, in Deutschland nicht selten war. Wer sie aber gehört hat oder wer sie gar im Zusammenhang gelesen hat, wie sie seit längerem schon gedruckt vorliegen, der weiß, daß ich nicht, wie böse Unwissenheit mir vorwirft, aus sicherer Ferne mein Vaterland, Deutschland, damit beschimpft, verraten und verleugnet habe, sondern daß jeder Schimpf, jedes heiße Wort des Zornes und des Abscheus darin nur den machthabenden Verführern Deutschlands und ihren Untaten galt; daß sie eingegeben waren von dem Entsetzen vor dem Abgrund, den sie aufrissen zwischen Deutschland und der übrigen Welt, von dem sicheren Vorwissen, wohin es mit Deutschland kommen müsse, wenn diese Menschenart Herr bliebe über das Land; eingegeben freilich auch von dem Wunsch, den Deutschen, die ähnlich empfanden wie ich, einer bangenden, von Hitlers Falschsiegen erschreckten Welt und im Grunde mir selbst Mut zuzusprechen, uns allen die Versicherung zu geben, daß diese Siege nichts zu bedeuten hätten, daß dieses vor Gott und den Menschen unmögliche Regime nicht bestehen könne, daß ihm »trotz Gewalt und Mühe« ein schändlicher Untergang unfehlbar vorgezeichnet sei, – und, glauben Sie mir! – ich habe ergreifende Beweise dafür –: dieser Zuspuch hat vielen, vielen verstörten und leidenden Seelen über die

ganze Welt hin Trost und Kraft und Glauben gebracht, auch in Deutschland, das weiß ich, und wenn allein in Deutschland daneben der Vorwurf der Preisgabe meines Vaterlandes laut wurde und noch heute laut wird, so erklärt sich das aus dem Konflikt, der so gut der meine, wie der gleichfühlender Menschen in Deutschland war: dem Konflikt, daß ja, wie die Dinge lagen, der Untergang des Nazi-Regimes gleichbedeutend war mit der nationalen Katastrophe, dem Sturz, der Erniedrigung und Zerreißung Deutschlands. Man will wahrhaben, ich sei ohne Empfindung gewesen für diesen Konflikt; ich hätte auch keine Ahnung gehabt von der Gewalt des Terrors, von der Hilflosigkeit eines Volkes vor dem lähmenden, lückenlosen und nicht einmal Märtyrertum zulassenden Unterdrückungssystem des totalitären Staates; unwissend und erfahrungslos, in bequemster Lebenslage, hätte ich der Tragödie meines Volkes von weitem zugesehen und ins Blaue hinein darüber geschwätzt. »Er kann sagen«, schrieb jemand, frei nach Goethe, »er kann sagen, er sei nicht dabei gewesen.«

Nicht doch, ich bin dabei gewesen. Wie einer das Schmerzensbuch von »Doktor Faustus« gelesen haben und dann noch sagen kann, ich sei nicht dabei gewesen, Ferne und persönliche Sicherheit hätten mich gehindert, stärker und tiefer dabei zu sein, als so mancher, der physisch dabei war, das verstehe, wer mag und kann. Emigrantenliteratur. Aber das Werk eines Emigranten, der mit allem, was ihm an Erlebnisfähigkeit gegeben war, die deutsche Not geteilt hat.

Ich weiß, daß der Emigrant in Deutschland wenig gilt, – er hat noch nie viel gegolten in einem von politischen Abenteuern heimgesuchten Lande. Es versteht sich wohl, daß diese Ablehnung eines jeden, der sich lossagte, nicht wenig beitrug zu der Scheu, die mich vier Jahre nach der Vollendung des Unheils von Deutschland ferngehalten hat. Und auch sonst mag es Erklärungen geben für diese Scheu. Man zögert, die Grenze eines Landes wieder zu überschreiten, das einem durch lange Jahre ein Alpdruck war; von dessen Fahne, wo sie sich im Auslande zeigte, man mit Grauen den Blick wandte und wo, wäre man dorthin verschleppt worden, ein elender Tod einem sicher

gewesen wäre. Dergleichen wirkt nach, es ist nicht so leicht aus dem Blut zu bringen. Die Sorge der Entfremdung, der Gedanke an die Verschiedenartigkeit der Erlebnisweise, des Lebensstandpunktes, die Furcht, daß man nicht mehr dieselbe Sprache spreche, daß die Verständigung schwer geworden sein möchte zwischen euch drinnen und uns draußen, – dies alles trägt bei zu der Scheu, die mich fesselte, und die mit Unversöhnlichkeit, feindseliger Überheblichkeit und bösen Wünschen so gar nichts zu tun hatte. Oft habe ich mir in diesen Jahren die Verse vorgesagt, mit denen Platen in der Fremde Deutschlands gedachte:

»Ich lieb es drum in keinem Sinne minder,
Da stets ich mich in seinem Dienst verzehre,
Doch wär' ich gern das fernste seiner Kinder.
Geschieht's, daß einst den inneren Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder,
Ein sicheres Eigentum der deutschen Ehre.«

Der deutschen Ehre ist in langen Jahren nicht viel Zuträgliches geschehen. Verglichen damit ist selbst das, was ich draußen hervorbringen konnte, beinahe viel, und wenn die Welt sich seiner annahm, es war doch unverwechselbar, unübersetzbar deutsch, und es war niedergelegt zu den Füßen des Volkes, in dessen Sprache es geschrieben war. Das fühlte mancher Deutsche. Das fühlten offenbar auch die Männer, die mir die hohe Ehre der Zuerteilung des auf Goethes Namen getauften Preises in diesem besonderen, festlichen Jahr erwiesen. Ich bin hier, um meinen tiefgefühlten Dank dafür auszusprechen, und ich freue mich sogar des materiellen Teils dieser Ehrung, weil ich ihn nutzen kann, um hier im Lande unverdiente Not, die Bedürftigkeit des Verdienstes in dieser harten Zeit zu lindern.

Aber nicht nur zu dieser Danksagung bin ich hier, sondern auch, weil ein untrügliches Gefühl mir sagt, daß der Streit, der in Deutschland geht um mein Werk und meine Person, und dem ich mit Staunen zugesehen habe, an Bedeutung weit hinausreicht über diese gleichgültige Person, dies eben nur bemühte und gewiß von anderen übertroffene

Werk. Die Erbitterung, mit der dieser Streit geführt wird von den Hassern, der Nachdruck, den Freunde in ihre Erwiderung und Abwehr legen, wären sonst unerklärlich. Das ist nicht Literaturkritik mehr, es ist der Zwist zwischen zwei Ideen von Deutschland, eine Auseinandersetzung, nur anlässlich meiner, über die geistige und moralische Zukunft dieses Landes. Wie sollte es mich nicht über alle persönliche Bescheidenheit hinaus ergreifen, wenn ein in Zürich studierender junger Deutscher mir schreibt: »Vergessen Sie nicht, bei allem, was Ihnen in Deutschland begegnen möge, daß auch in der jungen Generation – und hier vielleicht besonders – Kräfte am Werk sind, die ihre höchste Aufgabe darin sehen, den noch Abseitsstehenden die Binde eines engen Nationalismus und einer krankhaften Selbstbemitleidung von den Augen zu nehmen. Denn der Weg der Deutschen zu einem echten Europäertum ist mit der Gerechtigkeit und dem Verständnis, das man einmal in Deutschland Ihrer Person und Ihrem Werk widerfahren läßt, aufs engste verknüpft.«

Noch einmal: wie sollten solche Worte mich nicht erschüttern? Will es denn das Schicksal, daß unsere Existenz symbolisch wird, so haben wir uns diesem Schicksal zu stellen. Nun also, ich stelle mich, der Freundschaft, dem Haß. Den Freunden, um sie nicht im Stich zu lassen, den Feinden, um den Anschein zu meiden, als verberge ich mich vor ihnen. Willkommen oder nicht, ich hätte es als einen Flecken in meinem Leben empfunden, wenn ich dem Genius Goethes nur auswärts gehuldigt und auch dabei Deutschland gemieden hätte.

Klar muß ich mir sein darüber, und bei jedem Schritt, den ich hier tue, springt es mir in die Augen, daß die Umstände der Genesung Deutschlands, seinem Weg nach Europa weit eher entgegen sind, als daß sie sie begünstigten. Trümmer umgeben mich, welche die nationale Katastrophe sinnfällig zurückgelassen, und ich finde das Land zerrissen und aufgeteilt in Zonen der Siegermächte, und ich verstehe nur zu wohl den patriotischen Gram, die bittere Ungeduld, aus der, laut oder leise, das Wort »Fremdherrschaft« bricht. Lassen wir es wahr sein, daß die Herrschaft des Ungeistes, die zwölf Jahre lang über Deutschland lag,

und aus der dies alles hervorging, schlimmere Fremdherrschaft war. Was nun ist, schmerzt und reizt und lastet doch schwer genug, und die Sehnsucht, es möchte enden, wäre keinem Volke auf Erden fremd. Eines Tages muß und wird es enden. Mir aber, wie ich hier stehe, gilt es schon heute nicht. Ich kenne keine Zonen. Mein Besuch gilt Deutschland selbst, Deutschland als Ganzem, und keinem Besatzungsgebiet. Wer sollte die Einheit Deutschlands gewährleisten und darstellen, wenn nicht ein unabhängiger Schriftsteller, dessen wahre Heimat, wie ich sagte, die freie, von Besatzungen unberührte deutsche Sprache ist? Gewähren Sie, meine Zuhörer, dem Gast aus Californien diese Repräsentation und lassen Sie ihn den Augenblick unbekümmert vorwegnehmen, den Goethes Faust seinen letzt-höchsten nennt: den Augenblick, wo der Mensch, wo auch der Deutsche »auf freiem Grund mit freiem Volke steht«!

Zum Bußprediger fehlt mir alles und alles zum Propheten, der sich im Besitze der Wahrheit weiß, die Zukunft kennt, dem Leben predigend den Weg vorschreibt. Nichts eignet mir von dieser Anmaßung, und Wahrheit ist mir von interviewenden Journalisten nicht, noch von bedürftiger Jugend abzufragen. Ich komme zu Ihnen als ein armer, leidender Mensch, der sich mit den Problemen dieser in Geburtswehen des Neuen, in Umwälzungen und qualvollen Anpassungsnöten liegenden Zeit herumschlägt, wie irgendeiner von Ihnen. Zu meinem verstorbenen Sohn, einem Opfer dieser Krisenzeit, sagte ein großer französischer Freund, André Gide: »Wann immer junge Leute kommen, sich bei mir Rats zu holen, fühle ich mich so beschämend inkompetent, so hilflos, so verlegen. Immer fragen sie mich, ob es einen Ausweg gibt aus der gegenwärtigen Krisis, ob irgendeine Logik, ein Zweck, ein Sinn ist hinter dem Durcheinander. Aber wer bin ich, ihnen zu antworten? Ich weiß es ja selber nicht.« – Wenn der so sprechen konnte, sprechen mußte, – wer bin ich, daß ich es besser wissen sollte? Die Ratlosigkeit, wie dies alles sich lösen, ordnen, setzen, wie es ins gleiche kommen, politisch, sozial, ökonomisch, allgemein geistig, und zwar unter Vermeidung einer Katastrophe und Explosion, die an Greuel-

haftigkeit jede Erfahrung weit überträfe und dabei gar nichts lösen würde: wie der Mensch wieder den Segen einer moralischen Autorität gewinnen, zu einem Glauben gelangen könne, der sich nicht als Not-Aberglaube und kümmerlicher Unterschlupf, als ein bloßes Versteck vor dem fordernden Blick der Sphinx erweise, – diese Ratlosigkeit ist groß, und nur die Stumpfheit oder ein zynisches Konjunkturrittertum, das jede Situation kaltblütig für seine persönlichen Zwecke auszu-beuten weiß, leiden nicht unter ihr. Ich bekenne offen: Wenn nicht die Zuflucht der Phantasie wäre, wenn sie nicht wären, die immer wieder, nach jedem Fertigsein zu neuen Abenteuern und erregenden Versuchen weiter lockenden, zu steigendem Weitermachen verführenden Spiele und Unterhaltungen des Fabulierens, der Gestaltung, der Kunst – ich wüßte nicht, wie zu leben, von Rat und guter Lehre für andere ganz zu schweigen.

Oft denke ich aber: Es hat mit »diesen sehr ernstesten Spielen« (das ist ein Ausdruck, den Goethe für den »Faust« gebrauchte), es hat mit der Kunst vielleicht eine glücklichere, hilfreichere, lebensdienlichere Bewandnis als mit allem Ratwissen, Glauben und Lehren. Der dankbare Laie und Genießer des Kunstwerks braucht zu dessen Lob und Preis das Wort »schön«. Aber der Künstler, der Mann vom Bau, sagt gar nicht »schön«, er sagt: »gut«. Er bevorzugt dies Wort, weil das fachlich Lobenswerte, das technisch Gekonnte sich besser und nüchterner darin ausdrückt. Aber damit hat es nicht sein Bewenden. Tatsächlich schwebt alle Kunst in der Doppeldeutigkeit dieses Wortes »gut«, in dem das Ästhetische und Moralische sich treffen, vermischen, ununterscheidbar werden, dessen Sinn übers bloß Ästhetische hinausreicht ins überhaupt Zustimmungswürdige und hinauf bis zur höchsten, gebietenden Idee der Vollendung.

Vollendung – was für ein Gedanke! Der Kunst, dem Künstler steht er am nächsten. Immer vollendet er; immer, von Werk zu Werk, läßt er sich weiterlocken und zum Leben verführen von der Sehnsucht nach Vollendung, diesem Trieb, von dem nicht ganz klar ist, ob er eigentlich dem objektiven Werk oder der Person, der eigenen Rettung und Recht-

fertigung, der Selbstvollendung gilt. Es ist der Trieb zum »Guten« im absoluten und schon symbolischen Sinn dieses Wortes, der den Künstler beherrscht, und dem er in ernstem Spiele gehorcht, einem symbolischen Spiel. Alle Kunst ist symbolisch, ist es kraft des Doppelsinns dieses Triebes, und wenn sie auch die Beredsamkeit zu einem ihrer Mittel macht, ihr eignet doch das schweigende Sein des Symbols, des Zeichens, des Bildes, in das man vieles hinein-, aus dem man vieles herauslesen kann, und das doch nicht verwirrt, sondern durch Anschauung befriedigt und den Sinn für das Gute belebt.

Der wunderbare Mensch, den vor zweihundert Jahren ein junges deutsches Weib zur Welt gebär, und dessen leuchtender Lebensbogen nicht nur am deutschen Himmel steht, sondern überall auf Erden staunendes Schauen auf sich zieht, – Goethe – was, so könnte man fragen, lehrt und rät uns sein Werk, was hat es je gelehrt und verkündigt? Nichts und alles. Wie die Natur, wie eines Götterbildes stilles, von keinem Streit berührtes, auf allen Streit ironisch herabblickendes Sein. Preis dem achtzehnten Jahrhundert, das den »großen Mann« deutscher Nation, den Übermenschen, dies eine Mal, in höchster, weltgewinnender Liebenswürdigkeit hervorbrachte, als Dichter und Weisen, als Lebensfreund, Friedenshelden, als Gesegneten der Natur und des Geistes, als Liebling der Menschheit – so ist man zu sagen versucht angesichts der reinen und einmütigen Sympathie, mit der buchstäblich die ganze bewohnte Erde die hohe Wiederkehr seiner Epiphanie begeht. Ich brauche dies Wort, das die Ankunft, Herniederkunft, das Erscheinen eines Gottes auf Erden bedeutet, denn noch einmal: etwas Göttliches war es mit ihm, mit dem ironisch-liebevoll, kühl-majestätisch, grundgütig Allumfassenden seines Wesens – und etwas Dämonisches doch auch an dunkler Getriebenheit, naturelbischer Vieldeutigkeit, vitalem Magnetismus, in Geist aufflammender Lebensgewalt, die seit Jugendtagen bis ins hohe Alter ausgegangen sein muß von seiner zuletzt übergroßen, nivellierenden, zu staunender Unterwürfigkeit nötigenden »Persönlichkeit«.

Den Zeitgenossen schon, vielen von ihnen, einigen, einzelnen, war

diese gewaltige Persönlichkeit ein Licht und eine Beglückung. Andere, und nicht immer die Schlechtesten, haben an ihm gelitten, an dem Egoismus, nach dem sein von göttlicher Kühle umflossenes Leben zuweilen aussieht; denn »die Pyramide seines Daseins so hoch wie möglich zu spitzen«, war all sein Betreiben, um den Auf- und Ausbau einer umfassenden persönlichen Kultur war es ihm zuerst und zuletzt zu tun, und daran alles Störende, Beeinträchtigende, Beirrende abzuwehren von seiner Individualität, deren Einzigartigkeit er wohl zu schätzen wußte, wendete er seine ganze Lebenskunst. Zu dieser Abwehr, dieser Nichtzulassung und instinktiven Selbstbewahrung, diesem sich immer Zurückziehen, Zurücknehmen, gehört die »Entsagung« auch, die er in der Liebe übte; denn das Element absoluter Hingabe und Selbstvergessenheit war seiner Individualität nicht gegeben, und selbst ein innigster Bewunderer unter den Zeitgenossen, Carl Gustav Carus, spricht hier von einem »Mangel«, der ihn freilich des Verzichtes fähig gemacht habe, uns aber doch, so notwendig er seiner Größe gewesen sei, immer ein herbes Gefühl zurücklasse.

Ein herbes Gefühl. Wo ist die Größe, die es mäßig-mittlerem Menschentum nicht einflößte? In seiner »Iphigenie«, die er »verteufelt human« genannt hat, und die wirklich ein Gedicht von reinster Humanität und solcher Schönheit der Form ist, daß jedem für Kunst Empfänglichen, der deutsch versteht, die Tränen dabei in die Augen treten, sagt er einmal:

»Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer,
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.«

Den Halbgott und das Ungeheuer, will sagen: den Unmenschen, – er denkt das zusammen, er nimmt das eine ins andere auf und weiß, daß es ohne einiges Entsetzen in der Freude, ohne das Ungeheuer im Halbgott nicht abgeht. Etwas Ungeheuerliches oder Nicht-Geheures, die Atmosphäre großer Einsamkeit – einer duldsamen, gnädigen, fast

alles gelten-lassenden und fast alles verachtenden Einsamkeit – ist auch um ihn, den allzu Überragenden, und der Sterbliche nahte sich ihm wohl mit zitternden Knien. Dieser Sterbliche mochte es sich dann angelegen sein lassen, schlicht und bestimmt vor ihm zu sprechen, denn der sehr von oben herab kommende Befehl des Hausherrn am Weimarer Frauenplan lautete: »Wenn ich die Meinung eines anderen anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; Problematisches hab' ich in mir selbst genug.« – Mehr will auch ich nicht gesagt haben.

»Unwahr wie ein Festredner«. Das Wort stammt von Strindberg und war an Björnson gerichtet. Wir wollen es nicht noch einmal wahr machen, sondern selbst am hohen Geburtstag um Wahrheit bemüht bleiben und trachten, den Gefeierten in ihrem Licht zu sehen. Wir wollen auch nicht die populäre und schon abgeschmackte Unterscheidung mitmachen zwischen einem »bösen« und einem »guten« Deutschland und das erhabene Geburtstagskind als den Repräsentanten des »guten« propagandistisch herausstellen. Großes Deutschtum hat von Gutheit so viel, wie Größe überhaupt davon haben mag, aber das »böse« Deutschland ist immer auch in ihm, und den Helden des Tages sehen wir, glaube ich, in wahren Licht, wenn wir einen Ausbruch großen Deutschtums, eine Erscheinung deutscher Gewaltigkeit in ihm sehen – allerdings die sublimste, humanisierteste, gebändigtste Abwandlung davon –, den olympisch gebildeten Titanen, – es ist ein Wunder!

Goethe – dieser jetzt ausgestorbene, nicht mehr vorkommende Familienname, dieses Sippenschild, welches, nachdem viele Gleichgültige es getragen, durch den Einen, Späten zu einem Palladium der Menschheit, zum Namen für ganze Welten der Kunst, Weisheit, Bildung, Kultur geworden ist, – dieser merkwürdige Name ist selbst schon Symbol und siegelartige Bestätigung der Auffassung, die ich begünstige: Das Nordisch-Gotische (denn von »Gothe« kommt er doch wohl), das Barbarische also, ist darum durch den flötenhaften Umlaut ins Musische geläutert, – und Läuterung, Klärung, Ordnung, Formung ist in der Tat der Imperativ, das hohe Geschäft dieses Lebens, das man oft ein Kunstwerk genannt hat und besser noch ein Kunststück nennen sollte.

So hat er selbst es gekennzeichnet in dem Spruch, den er sich hätte zur Grabschrift bestellen können:

»Wohl kamst du durch; so ging es allenfalls.«

Mach's einer nach und breche nicht den Hals.«

Was wir von Vorstellungen von Harmonie, glücklicher Ausgewogenheit und Klassizität mit Goethes Namen verbinden, war nichts leichthin Gegebenes, sondern eine gewaltige Leistung, das Werk von Charakterkräften, durch welche dämonisch-gefährliche und möglicherweise zerstörerische Anlagen überwunden, genützt, verklärt, versittlicht wurden, zum Guten und Lebensdienlichen gewendet und gezwungen. Und doch bleibt immer viel Dämonisch-Dunkles, Übermenschlich-Unmenschliches, das den bloßen Humanitarier kalt und schreckhaft anweht, in dieser mächtigen Existenz, schon dank der polaren Spannung, in der sie schwebt, dem problematischen Reichtum an Gegensätzen und Widersprüchen, der die Quelle ihres Schöpfungstums ist; dank der ungeheueren Dialektik seiner Natur, in der das Göttliche und das Teufelische, Fausts unendliches Bestreben und der höhnische Nihilismus des Mephistopheles dichterisch auseinandertreten und einander die Wahrheit streitig machen. Ja, wer wollte leugnen, daß der Teufel so gut wie immer verzweifelt recht hat mit dem, was er sagt, und wer fühlte nicht, daß seine vernichtenden Worte mindestens ebenso sehr aus der Seele des Dichters kommen, wie die des Fausts oder Gottes, des Herrn? Darum meint Carus, daß, so hoch auch der Standpunkt war, auf welchen der »Faust« die Mitlebenden führen sollte, doch vielleicht Tausende mehr Verzweiflung als Förderung daraus hätten schöpfen müssen.

Der hohe Standpunkt, von dem da aber die Rede ist, ist der des Schauens. Was in der Philosophie die Dialektik ist, das ist beim Dichter das Schauen, der geöffnete Blick für die Widersprüche, für das Böse im Guten, die Verderbnis der Idee durch ihre Verwirklichung, die fundamentale Tragik des Menschenlebens. Alles reine Schauen ist tragisch. Darum ist »Faust« eine Tragödie, ist es besonders dort, wo

das Gedicht sich zur sozialen Utopie wendet und Faust nach vielen Abenteuern der Erkenntnis die technisch-soziale, kollektiv verpflichtete Tat, das große Landgewinnungs- und Siedelungswerk, der Völker breiten, dem Elemente abgewonnenen Wohngewinn, als Gipfel seines Strebens, als seinen »höchsten Augenblick«, als Rechtfertigung und Erlösung erlebt. Welche bitterste Ironie – die Ironie des Schauens – durchsetzt diese prachtvoll gedichteten Szenen! Das gute Werk, das Faust in der besten Meinung, wenn auch mit den unvermeidlich dazu gehörigen Mitteln der Gewalt und der Lockung dirigiert, – es ist des Teufels. »Menschenopfer mußten bluten, nachts erscholl des Jammers Qual«; Philemon und Baucis, das gute, im Vergangenen wohnende alte Pärchen, müssen in ihrer Hütte verbrennen, mit ihnen der Fremde, der freie Wanderer; und als der blinde Faust sich am Geklirr der Spaten ergötzt, die vermeintlich sein Werk fördern, da sind es nicht die Spaten der beigeprüßten Arbeiter oder des freien Volkes auf freiem Grund, sondern die der schlotternden Lemuren, die den Hundertjährigen einbetten wollen, und Mephistopheles murmelt bissig:

»Man spricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom Grab.«

Tragische Ironie! Aber ist sie die Verhöhnung und Verneinung der Tat, – die doch schon für den bibelübersetzenden Faust »im Anfang war«, als Verdeutschung des Logos? Ist das Schauen des Tragischen konservativer Defaitismus? Nur Geister, die nicht wollen, daß etwas geschehe, daß irgend etwas sich ändere, können behaupten, nie sei es dem Dichter ernst gewesen mit Fausts »höchstem Augenblick«, mit seinem Sozialwerk der Menschenbeglückung. Im Gegenteil habe er nur zeigen wollen, daß es des Teufels ist, ein Irdisch-Partielles, das Soziale, Ökonomische über sich zu stellen und so das Spirituelle im Menschen, das Metaphysische und Religiöse zu verleugnen. »Die Bejahung des Sozialen«, sagen sie, »kann das Religiöse oder gar das Metaphysische nicht ersetzen.« Sie bestehen mit seltsamem Nachdruck auf dieser Selbstverständlichkeit in einem Augenblick, wo alles Ringen

der Menschheit darum geht, sich auf eine höhere Stufe ihrer sozialen Reife zu erheben, wo alles darauf ankommt, die lebensgefährliche, katastrophengeladene Spannung auszugleichen, die sich hergestellt hat zwischen Wahrheit und Wirklichkeit, zwischen dem geistig längst Erreichten und dem, was sich noch Wirklichkeit zu nennen wagt, und wo in der Sorge um diesen Ausgleich von Religiosität, von Gehorsam gegen den Willen des Weltgeistes ganz sicher mehr ist, als in aller spirituellen Frömmerei.

Dem Dichter, dessen ganzes Alterswerk voll ist von sozialer Utopie und dessen Ideen und Gesichte in den »Wanderjahren« so gut wie im »Faust« weit hinausgehen über das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert bis in unser eigenes Zeitalter, war es von Herzen ernst mit Fausts letztem Abenteuer und seinem höchsten Augenblick, diesem »Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen«, auch wenn er die Tragik der Tat durchschaute und die Erlösung seines Heilsuchers der Liebe und Gnade von oben vorbehielt. Nie hätte er sich dazu hergegeben, gegen ein Neues, das kommen wollte oder schon da war, überalterte und schon heuchlerisch gewordene Ideale auszuspielen, denn er wußte, daß sich die Welt beständig erneuert, und hat sich den Namen eines Konservativen, der nur das Bestehende bewahren wolle, schönsten verboten, denn vieles, was bestehe, sei gar dumm und schlecht, und was im Jahre 1800 vernünftig gewesen sei, das könne 1850 sträflicher Unsinn sein. Er hat gerufen:

»Entzieht euch dem verstorbenen Zeug,
Lebendiges laßt uns lieben!«

Und seiner Weisheit letzter Schluß heißt: »Es gilt im Grunde doch nur: vorwärts!«

Ganz gewiß sind des Teufels Wahrheiten auch wahr in ihm, aber durch Faustens Mund spricht er zu ihm:

»Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?«

Und als der hämische Begleiter den Faust verhöhnt, der an Kaisers Hof gern zum Glück der Menschen regieren, im Bunde mit der Macht auf Erden das Bessere, das Edel-Wünschbare herstellen möchte, da ist ihm die Antwort vorgesehen:

»So höre denn, wenn du es niemals hörtest:
Die Menschheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erregt schöne Taten.
Der Mensch fühlt sein Bedürfnis nur zu sehr
Und läßt sich gern im Ernste raten.«

Was hat Goethe uns bedürftigen Menschen geraten? Die Zeitgenossen hat oft genug ein zum Scheiden und Werten unwilliger Objektivismus – der Objektivismus der Kunst und Natur – verschüchtert, der sein Wesen war, ein Element umfassenden Zweifels, das ihn, wenn wir seiner Umgebung glauben dürfen, gern Sätze sprechen ließ, die gleich den Widerspruch auch schon enthielten, und: »Er hat sein Sach' auf nichts gestellt« ist das moralisch beklommene Wort, in das Schillers Frau, Charlotte, diese Erfahrungen zusammenfaßt. Aber dieses »Nichts«, es ist ein anderer Name für »Alles«, für das Menschlich-Umfassende, die tausendfache Lebendigkeit des Proteus, der in alle Formen schlüpft, alles zu wissen, alles zu verstehen, alles zu sein, in jeder Haut zu leben verlangt. Nichts und alles sind da eins, wie Mephistopheles und Faust eins sind in der Person ihres Schöpfers, der sie ihren Pakt schließen läßt auf dem Grund einer totalen, das Höllische ins Allmenschliche umdeutenden Lebenshingegenheit.

»Mein Busen, der von Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich mit meinem Innern selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.«

Ist das ein Teufelspakt? Bekenntnis zum Nichts? Es ist höchste Lebensbereitschaft, der höchste, opferwillige und freilich auch zum Hinnehmen von Opfern willige Anspruch auf Menschheitsrepräsentanz, höchster Humanismus. Ohne jene oft treulos wirkende Ubiquität hätte er nie eine Vereinigung des Urbanen und des Dämonischen vollendet, wie sie in so gewinnender Größe kein zweites Mal vorgekommen ist in der Geschichte der Gesittung. Das Deutsch-Volkhafte und das Mediterran-Europäische in vollkommen zwangloser und einleuchtender Synthese, in einer Verbindung, die im Wesen dieselbe ist, wie die des Geniehaften und des Vernunftvollen in ihm, des Geheimnisses und der Klarheit, des Tiefenlautes und des geschliffenen Wortes, des Dichters und des Schriftstellers, der Lyrik und der Psychologie – noch einmal, es ist ein Wunder!

Das »gute Deutschland«, das ist die Kraft, gesegnet durchs Musische, gesittete Größe. So konnte ein Deutscher musterhaft werden, Vorbild und Vollender seines Volkes nicht nur, sondern der Menschheit, zu deren Selbst er sein Selbst erweiterte.

Geschrieben in Vulpera (Engadin), Juni-Juli 1949

Gesetzt und gedruckt in Linotype-Cornelia und Original-Baskerville
durch die Schriftgießerei D. Stempel AG, Frankfurt am Main
Den Umschlagtitel zeichnete Hermann Zapf
Alle Rechte vorbehalten vom Suhrkamp Verlag vorm. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main







